



Jesus und Josef Sayer

Predigt zu Markus 6, 1b – 6 am 8.7.2012 „Typisch!“

In unserem Wortschatz spielt das Wort „typisch“ eine wichtige Rolle. Ursprünglich besagt dieses Wort: mustergültig, vorbildlich, unverkennbar. Wir gebrauchen es aber auch in einem anderen, negativen Sinn, nämlich abschätzig und verallgemeinernd. Wir sagen verächtlich: „typisch Frau“, „typisch Mann“, „typisch amerikanisch“ und unterliegen dabei heillos billigen Klischeevorstellungen, ohne uns die Mühe zu machen, auf die einzelne Frau, den einzelnen Mann zu schauen und sie oder ihn aufmerksam und bewusst wahrzunehmen.

Max Frisch schreibt in seinem „Tagebuch“: „Du sollst dir kein Bildnis machen, heißt es von Gott. Es dürfte auch in diesem Sinne gelten: Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfassbar ist. Es ist eine Versündigung, die wir, so wie sie an uns begangen wird, fast ohne Unterlass wieder begehen – ausgenommen, wir lieben.“

Abgelehnt in Nazareth

Die „Nazarener“ haben sich wohl ein Bild von Jesus gemacht, der auf seiner Wanderschaft mit seinen Jüngern in seine Heimatstadt kommt. Sie kennen diesen jungen Rabbi, er ist ja „von hier“. Er ist ein Kind ihrer Stadt: „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria?“ – Der soll uns etwas sagen, etwas Neues gar? Nein, das geht nicht! „Und sie nahmen Anstoß an ihm und lehnten ihn ab!“

Weswegen eigentlich nehmen die Bewohner von Nazareth Anstoß an Jesus? Im Grunde doch, weil sie sich Gott anders vorgestellt haben: mächtig, allen normalen Vorstellungen von Menschlichkeit enthoben. Ein einfacher Zimmermann soll sich nicht einbilden, ein Prophet zu sein und Gott im Munde führen zu dürfen. Wenn wirklich von Gott die Rede sein soll, dann muss er sich auf bislang unbekannte Weise zu erkennen geben, etwa wie wenn um Mitternacht ein Komet am Himmel erscheinen würde oder wie wenn plötzlich eine weltweite Friedensoffensive zum unerwarteten Erfolg führte - aber nicht, wenn jemand dreißig Jahre lang mit allen anderen zusammen lebt, sein Handwerk zuverlässig ausführt und am Ende offenbar nur zu sagen hat, dass Gott überhaupt nichts anderes will, als dass wir – jenseits aller Angst – es lernen, menschlich zu sein (vgl. Eugen Drewermann, Das Markus-Evangelium, 1. Teil, Verlag Walter, 1989, 5. Aufl., S. 387).

In Ansätzen wenigstens erkennen auch die Bewohner von Nazareth etwas von der Einzigartigkeit Jesu: „Was ist das für eine Weisheit, die ihm gegeben ist? Und was sind das für Wunder, die durch ihn geschehen?“, fragen sie. Das Geheimnis des Mensch gewordenen Gottessohnes deutet sich in diesen Fragen an. Es wird wahrgenommen. Aber auch

abgelehnt: Es kann nichts Außergewöhnliches an ihm sein. Wir kennen ihn gut genug. Wir sind von derselben Art wie er, er ist nichts anderes als wir: Durchschnitt. Seine Weisheit und Wundermacht beruhen auf Suggestion. Fremde kann er damit vielleicht beeindrucken. Uns aber kann er nichts vormachen. Wir durchschauen ihn. Wir haben uns ja in all den Jahren ein Bild von ihm machen können. Das brauchen wir nicht zu verändern!

Die Wirkung auf Jesus

Jesus staunt über ihren Unglauben. Der macht ihm zu schaffen. Er kann in dieser Atmosphäre nichts bewirken. Er ist blockiert. Was aber macht ihren Unglauben aus? Sie glauben ihm deshalb nicht, weil er sich die Freiheit herausnimmt, als Sohn Gottes zu sprechen. Er, den sie zu kennen meinen als einen von ihnen, eben den Zimmermann, der ihren Dialekt spricht. Sie wollen ihre Vorstellung von Gott nicht revidieren. Der Gott Jesu kommt ihnen zu nahe, zu menschlich; er will ihr Herz. Das ist ihr Problem. Deswegen lehnen sie ihn ab.

Gottes menschliche Nähe – Josef Saier

Am Freitag dieser Woche ist in Tübingen Josef Sayer, der bis zum 1. April dieses Jahres der Haupt-Verantwortliche von MISEREOR in Aachen war, der theologische Ehrendoktor verliehen worden. „Professor Sayer ist ein Mann, der sein Leben in den Dienst der Ärmsten der Armen gestellt hat. Er bringt Wissenschaft und Praxis in Dialog, um Armut, Hunger, Krankheit, Naturzerstörung und Ungerechtigkeit in dieser Welt zu bekämpfen. Sein befreiungstheologisches Engagement auf der Ebene von Basisgemeinden und deren konzeptionelle Begleitung haben ihn zu einem Hoffnungsträger für unzählbare Menschen gemacht, die sonst keine Stimme und Hoffnung mehr hatten. Durch seine langjährigen Erfahrungen als Priester in peruanischen Armutssiedlungen strahlt er stets eine überzeugende Authentizität und Glaubwürdigkeit aus.“

In seinem Festvortrag unter dem Leitthema „Glaube in Bedrängnis“ ging Sayer ausführlich auf die Arbeit von MISEREOR in China, Vietnam und Nordkorea ein, wo die katholische Kirche nur unter schwierigsten Bedingungen Solidaritätsarbeit zugunsten armer und benachteiligter Menschen leisten kann. „Durch eine oft sehr mühsame Kleinarbeit gelang es MISEREOR, auch den Spielraum für kirchliche Aktivitäten und die Kirche zu vergrößern, damit Arme Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben schöpfen können“, resümierte er im Blick auf China. Sayer zog eine kritische Bilanz des bisherigen Verlaufs der Globalisierung, die gewiss „viel Positives bewirken“ könne. „Wenn sie aber den ökonomischen Gewinn als oberstes Prinzip wählt wie es etwa gegenwärtig im spekulativen Sektor des Bankenwesens geschieht, dann verlängert, ja verschärft sie die Geschichte der Ungerechtigkeit zwischen Arm und Reich mit ungezählten Opfern.“

„Wo bleiben diesbezüglich der bedrängende Aufschrei der Gläubigen und ihr Einsatz für ein nachhaltiges Wirtschaftsmodell, das Industrie-, Schwellen- und Entwicklungsländer verbindlich am Weltgemeinschaftswohl und der Tragfähigkeit der Erde orientiert? Wo ist der bedrängende Aufschrei der Kirche als Prophetin zu hören, als Anwältin der Gerechtigkeit und Verteidigerin der Armen?“ fragte Sayer in Anlehnung an eine Rede von Benedikt XVI.

Vielleicht sind es besonders die Kleinen und Unscheinbaren, die für Gott am meisten aufgeschlossen sind. Die Übrigen aber, die sich für so stark, gesund und wichtig halten, verpassen womöglich mit ihren vordergründigen Interessen das bisschen Glück, das es auf Erden gibt. Das Ungewöhnliche zu entdecken im ganz Gewöhnlichen, das Großartige im Unscheinbaren, das Göttliche im Allzumenschlichen, dies ist die ganze Kunst der Menschwerdung unseres Gottes – in uns.

„Du sollst dir kein Bildnis machen, heißt es, von Gott“, schreibt Max Frisch und dehnt dieses Offenbarungswort aus auf „Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfassbar ist.“ Und darum ist es brandgefährlich, sich vom Menschen ein Bild zu machen: „Es ist eine Versündigung, die wir, so wie sie an uns begangen wird, fast ohne Unterlass wieder begehen – ausgenommen, wenn wir lieben.“